

Die tschecho-slowakischen Grenzen.

Die angebliche Entscheidung in Paris.

Prag, 19. März. „Morobni Listy“ melden aus Genf: Pariser Blätter berichten, daß die zur Regulierung der Grenzen der tschecho-slowakischen Republik eingesetzte Kommission die Grenze folgendermaßen festgelegt habe:

In Galtigkeit bleiben die historischen Grenzen Böhmens, Mährens und Schlesiens mit folgenden Ausnahmen: Dem Deutschen Reich wird der Bezirk Mäh und Eger mit Franzensbad zugesprochen, weiters die Ausläufer von Friedland und Rumburg. Demgegenüber wird der tschecho-slowakischen Republik der Westabhang des Böhmerwaldes mit Furt im Walde zugewiesen, so daß am Arber und Ofner die Grenzen der tschecho-slowakischen Republik hinter diesem Gebirgsfuß verlaufen. Auf der nordöstlichen Seite wird die Grenze der Republik vom Ramm des Riesengebirges auf den nördlichen Fuß des Gebirges vorgelegt. Das Glazer Gebiet mit der Stadt Olaj wird der tschecho-slowakischen Republik zugewiesen. Im Süden wird die tschecho-slowakische Republik um den Kreis Weitra mit Stadt und Bahnhof Gmünd erweitert. Ueberdies wird das Gebiet der Republik auf dem Marchfeld südlich von Sundenburg erweitert. In Schlesien wird der tschecho-slowakischen Republik das Gebiet von Ratibor mit Ausschluß der Stadt Ratibor und

Rybnik zugewiesen. Die Bahn von Ratibor und Rybnik nach Oberberg und Oberberg selbst sind tschecho-slowakisch.

Der polnischen Republik wird der Bielitzer Bezirk zugesprochen und ein Gebiet ungefähr drei Kilometer westlich von der Weichsel bewilligt. Das Karwiner Revier, Teschen sowie die Kaschau-Oderberger Bahn sind vollständig in tschecho-slowakischem Besitz.

In der Slowakei wird die Korninsel Ungarn zugesprochen. Die bisherige Demarkationslinie von der Eipel bis zur Ung zugunsten der tschecho-slowakischen Republik erweitert, der überdies auch starke Brückenköpfe am südlichen Ufer der Donau bei Preßburg und Komorn zugesprochen werden.

Die östliche Grenze der tschecho-slowakischen Republik wird so festgelegt, daß die Republik direkt an Rumänien grenzt. Die Bezirke Jips und Arva, die die Polen vindiziert haben, werden der tschecho-slowakischen Republik zugesprochen.

Die tschecho-slowakische Republik erhält überdies eine bedeutende Kriegsentschädigung von siebzehn Milliarden Frank, und zwar aus dem Titel einer vierjährigen Besetzung und Verwüstung durch feindliche deutsch-ungarische Soldaten.

zuzurechnen. Wir veranlassen die Herren Geistlichen, sich in solchen Fällen an uns zu wenden und die Predigten bis auf weiteres einzustellen.“

Die angeblichen Judenprogrome in Ogalizien.

Der Gesandte der westukrainischen Republik, Mikolaj Wasylko sendet uns folgende Mitteilung: Aus über die Verhältnisse in dem früheren Ogalizien nicht unterrichtet, vielmehr aber auch von polnischer Seite tendenziös informierter Quelle kommen einzelnen Wiener Blättern Nachrichten über Judenprogrome auf dem von mir vertretenen Staatsgebiete zu. Dem gegenüber wird der Wahrheit gemäß festgestellt, daß außer in dem Grenzort Tarnopol sich auch nicht ein einziger Fall von Ausschreitungen gegen Juden oder von Unruhen überhaupt ereignet hat. Ueber die Tarnopoler Ausschreitungen, welche übrigens von heimkehrenden Soldaten und Feindesweg von den dortigen hohendänischen Bevölkerung verübt wurden, meldet der Pressedienst des Jüdischen Nationalrates für Ogalizien, daß die ukrainischen Behörden energisch gegen diese Ausschreitungen vorgingen, die alsbaldige Verhinderung verhoffen und einwige Handrechtlich erschaffen liegen.

Dank der Energie der Behörden und der zur Aufrechterhaltung der Ordnung herbeigerufenen ukrainischen Regimenter wurde die Ruhe vollkommen hergestellt.

Tagegenenigkeiten.

Erzherzog Karl übersiedelt nach der Schweiz.

Ein Gesuch beim Schweizer Bundesrat. (Mitteilung der Schweizerischen Depeschen-Agentur.) Bern, 19. März. Erzherzog Karl von Oesterreich hat dem schweizerischen Bundesrat um die Erlaubnis des Aufenthalts in der Schweiz ersucht. Der Bundesrat steht dem Gesuch wohlwollend gegenüber. Das politische Departement ist mit der Prüfung der Angelegenheit betraut worden.

Die Nachricht kommt nicht unvermittelt. Man weiß, daß in gewissen Kreisen die Furcht, daß der Erzherzog immer noch im Lande weilt, daß er Beziehungen zu Vertrauensmännern, die Majonany in einem Teil der Bevölkerung haben, unverändert aufrecht hielt, Beunruhigung hervorrief, und die Disposition zu dem Schritt schuf, eines Tages den Erzherzog und seine Familie gewaltsam aus dem Lande zu verweisen. Solange wie keinen definitiven Beschluß hatten, die Monarchie in Deutschland abzuschießen, solange mochte

Feuilleton.

Zwei Dichter.

Von Elise Feldmann.

Ich war acht Jahre und ging in die Volksschule. Eines Tages kam der Herr Oberlehrer in unsere Klasse und sagte: Morgen kommt ein Dichter und wird euch Geschichten erzählen. Nicht eure Sonntagsgeschichten. Die Weichen haben fünf Kreuzer zu zahlen, die Kermeren drei, die noch Kermeren zwei und die ganz Armen brauchen gar nichts zu zahlen. Sonntagsgeld hatte ich keines. Dafür wurde mir der Kermer gelöst. Ich meinte von sieben bis acht Uhr früh um die zwei Kreuzer, die ich dem Dichter geben wollte. Endlich bekam ich sie und lief noch mit dem letzten Schützchen davon. Eben gingen die Klassen hinunter in den Turnsaal, ich kam noch gerade zurecht, um mich anzuschließen. Mehr als zweihundert Kinder waren versammelt, viele in Sonntagsgeldern, aber manche nur ausgeglichen. Der Herr Oberlehrer ließ sich abhimmeln. Ich gab fliehend oor Schen meine zwei Kreuzer her; ich hätte dem Dichter so gern drei Kreuzer gegeben. Damals fühlte ich zum erstenmal, wie schamvoll es ist, arm zu sein.

Der Dichter war schon da. Man hatte einen Tisch in den Saal tragen lassen, einen Sessel, ein Glas Wasser.

Ja, ja: so sah ein Dichter aus, ich stand weit rückwärts und mußte auf den Fußspitzen stehen, um ihn zu sehen; aber nach und nach schlich ich näher, an der Wand hin, bis ich knapp vor ihm in der ältesten Reihe stand, bei den Großen der fünften Klasse.

Ich sah, wie der Herr Oberlehrer das Geld aus dem Hut nahm und es dem Dichter mit einer Verbeugung überreichte. Es waren lauter Kupferkreuzer. Der Dichter zog einen Lederbeutel aus der Tasche, der aussah wie ein Tabakbeutel, und tat das Geld hinein — dann begann er, uns Geschichten zu erzählen. Es kam mir wunderbar vor und ich meinte vor Wut. An die Geschichte von dem Löwen, der im dunklen Walde, vom Jünger getrieben, für sich und seine Kinder — er sagte nicht Junge, sondern Kinder — die nichtsehenden Schafe

bet der Tränke überließ und geröh: — an diese Geschichte erinnere ich mich noch heute; und es König wie Glockengeläute, wenn er sagte: „Und es erschalle durch den dunklen Wald das Brüllen des Löwen, der die friedlichen Schäfchen überfallen und getötet hatte, um seinen Kindern — er sagte immer nur Kindern — den Raub in die Höhle nach Hause — er sagte nach Hause — zu bringen, damit sie ihren Hunger stillen.“ Dann kam etwas Heiteres: Von einem schlimmen Wuben, der seinem armen kranken Nachbar, der ihn verlanget an sah, nicht die Hälfte von seinem Wohlstand geben wollte. Was geschieht? Die Frage kommt und schnappt das ganze große Stück weg. Das war in Versen erzählt.

Auf mich machten diese „Dichtungen“ einen mächtigen Eindruck, und damals kam es mir zum erstenmal in Sinn, selbst kleine Erzählungen zu erfinden; die Phantasie war geweckt. Ich sehe noch heute den Dichter vor mir, wie er dastand: sein trauriges Gesicht glänzte vor Wut, die langen, schwarzen, angefeuchteten Haare und der langherabhängende Schmirbart gaben ihm das Aussehen eines Jügners aus einem Wilderbusch. Er trug ein ziemlich abgetragenes, schwarzes Frieratzegegend mit langem Besatz und schwarzer, fliegender Halbbinde.

Weniglich ein Dichter, war er eine recht lässliche Figur mit seinem zerknüllten alten Hut, in dem die Kreuzer eingestammelt wurden.

Ein Dichter war er, denn es gelang ihm, die Herzen zu rühren, er machte weinen und lachen. Nach Jahren, als ich bereits erwachsen war, erfuhr ich über ihn, daß er ein blindes Mädchen geheiratet hatte, das er zwanzig Jahre in selbstloser Weise pflegte und betreute. Er litt sein ganzes Leben Not, wohnte in einer ärmlichen Kammer und starb in schrecklicher Armut und Verlassenheit. Die blinde Frau starb ein Jahr nach ihm.

(Es war der Dichter, Capiferi, dem die Stadt Wien ein Almosen aussetzte, indem sie ihn jedes Jahr in ein paar Schulen um ein paar Gulden Geschichten erzählen ließ.)

An einem kalten Apriltage 1912 kam ich, noch bettlägerig, mit einer schweren Bronchitis in das liebe Steingäßchen am Semmering. Zwei Tage lag ich ganz allein in einer kleinen Villa. Die Fenster standen offen und die würzige Verluft kam herein in mein Zimmerchen. Ich sahste, wie die Gegendung kam; langsam legten meine jungen, schon dahingehenden Kräfte wieder. Am dritten Tage stand ich auf, versuchte den ersten Spaziergang.

Ich ging die herrliche Hofstraße hinauf. Der ganze Weg schimmerte grün und weiß von den Weisen mit den Stängelstängeln. Ich war glücklich. Jubelnd sprach ich die Verse von mir her:

Leben, das ist dich nun wieder!
Leben, Leben, bist du mein!
Auf dem großen Weg am Silberberg sah ich eine Gestalt von weitem. Ein Mann stand da und blickte einem Schmalberg nach. Ganz verloren blickte der Mensch in die Höhe.
Er war vielleicht fünfzig Jahre, schön und schlanke gewachsen, ein Tuchmergel mit rötlichbraun-grauem, buschigen Schmirbart, Pfeifer am schwarzen Band. Als ich ihn sah, eroberte mein Herz: Das war er, der verehrte Dichter, dessen Bücher ich so innig liebte.

Ich ging hin und gab ihm die Hand, und wir waren wie alte Freunde. Wir standen da und sahen zusammen den Schmalberg nach.
„Ich war lange krank, jetzt bin ich gesund,“ sagte ich.
„Ich war auch lange krank, jetzt bin ich gerettet — vorläufig,“ sagte er.
Wir gingen in sein Zimmer. „Hier wohne ich,“ sagte er, „es kostet mich keinen Kreuzer; der Hotelier sagte zu mir: Sie sind für mich eine Reklame; Sie ziehen die Fremden an; jeder will Sie sehen. Also wohne ich ganz umsonst, infolge meiner Berühmtheit.“
Im Garten der kleinen Villa, wo ich wohnte, erschienen langsam alle Frühlingsblumen. Jeden Tag pfückte ich einen kleinen Strauß und ging damit zu dem Dichter.
Ich konnte beobachten, wie er nur vom Bettel lebte. Er bat die Leute, daß sie ihn etwas schenkten. Sie belustigten sich über ihn, sie haunten ihn an, sie schickten ihre Kinder hin, daß sie vor dem Dichter knigten, und riefen sie nach fünf Minuten wieder zurück, damit er sie „nicht schlecht mache“ und sie und bekam er von ihnen eine „milde Wabe“.
Ich habe ihn durch vier Monate jeden Tag gesehen. Mit hat mich ein Mensch reicher gemacht. Durch ihn lernte ich die Bäume erkennen, den Schnee, die Sonne, den Mond, die Berge, den Wald, die Weisen, die Sträußer und Blumen.
Wir waren im Walde und pfückten Heidebeeren. Eine ganz junge Preussin kam aus dem Gebüsch über den Weg; ihr Augenlid war sie verschunden. Wir suchten eine Stunde lang die Kreuzotter.

es staatsrechtlich und praktisch ihm nicht geboten erscheinen, Dehretsch, dessen Thron er noch immer nicht aufzugeben gedenkt, zu verlassen. Der Stichtag für den Erklärer werden die Wahlen in die Nationalversammlung gewesen sein, die zur Wählung ergaben, daß der letzte Kaiserliche Reichstag in Wien mehr auf die Wiedererrichtung seines Thrones in Dehretsch bestimme. In diesem Zeitpunkt mochte sein Entschluß gerechtfertigt sein, das Land zu verlassen. Damals schon wurden seine beiden ältesten Kinder in die Schweiz geschickt. Seine Ratgeber und Vertrauensmänner erhielten den Auftrag, in der Schweiz zu lauern, ob gegen seine flüchtige Überlieferung dort ein Einwand erhoben werden würde. Die Vertrauensmänner des Kaisers konnten ihm aus Wien berichten, daß der Bundesrat, durch sein Vorgehen in analogem Fällen präjudiziert, kaum einen Einwand gegen die Überlieferung des Kaisers nach der Schweiz erheben dürfte. Dann erst erfolgte der offizielle Schritt, aber den nun die offizielle Agentur berichtet.

Am Tage des Aufbruchs wollte der Kaiser betanlich in Schönbrunn. Dortin wurde ihm die Mitteilung überbracht, daß die provisorische Nationalversammlung den Beschluß gefaßt habe, die Monarchie abzuwählen, die republikanische Staatsreform in Deutschland einzuführen und Deutschland zu einem Teile des Deutschen Reiches werden zu lassen. Die Stimmung in Wien ließ es dem Kaiser und seiner Familie angezeigt erscheinen, seinen flüchtigen Aufenthalt nicht weiter zu verlängern. Möglichen unaufrichtig, in Automobilen, von denen das kaiserliche Wappen entfernt war, fuhr der Kaiser, die Kaiserin, die Kinder und der Hofstaat nach Garmisch, wo sie in dem wenig luxuriös eingerichteten Kaiserlichen Wohnung nahmen. In Garmisch erkrankte der Kaiser betanlich ziemlich schwer an der Grippe, von der er sich nur langsam erholen konnte.

Außer seinen ältesten Kindern wies seine Schwiegermutter, die Herzogin Antonie von Parma, und seine Schwäger, die Prinzen Alexander und Franz von Parma, seit länger Zeit in der Schweiz. Ihre Heile von Persönlichkeiten des alten Regimes, der Prinz Bernhard von Bayern, Graf Berchtold und viele andere, sind dem Kaiser in die Schweiz vorausgeschickt, um das Terrain für ihn zu sondieren. Aus scheint der Zeitpunkt für die Durchführung seiner Pläne gekommen zu sein.

Die Überlieferung des Kaisers nach der Schweiz ist wohl der sinnfälligste äußerliche Ausdruck für die Stabilisierung der neuen Verhältnisse. Wie bekannt, wird die von den Sozialdemokraten verlangte endgültige Verzichtleistung auf den Thron von den letzten Kaiser und seine geistlichen Nachkommen vor dessen Überlieferung nach der neuen Regierung übernommen werden. Dieser Tag schließlich der Entscheidung vor, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen, um dem deutschösterreichischen Volk bei der Wahl seines Schicksals nach seiner Richtung hin Freiheit und Bestimmung zu überlassen. Dieser habe Verzicht wird betanlich in sozialdemokratischen Kreisen als ungenügend bezeichnet, vielmehr gefordert, daß ein Ehrenverzicht, in Form und Inhalt jeden Zweifel ausschließend, zu Händen der gegenwärtigen Regierung vorgelegt werde. Dessen Wunsch wird nun einzuwirken werden.

Außer die finanziellen Ansprüche des Kaisers an den deutschösterreichischen Staat, beziehungsweise die endgültige Bestätigung dessen, was sein Privatvermögen und was als Krongut in die Verwaltung des neuen Staates überzugehen hat, wird gleichfalls noch vor der Abreise des letzten Kaisers von Österreich zu sprechen sein. Das Staatsministerium der deutschösterreichischen Regierung, eine Funktion in unserer Regierung, die betanlich aus dem provisorischen Kabinett in das definitive nicht übernommen wurde, hat wertvolle Vorarbeit geleistet. Die Erhebungen sind abgeschlossen, die Staatsrechtlungen und sachlichen Sachverständigen einvernommen, so daß es sich gegenwärtig schon um die Redigierung von eigentlich schon gefällten Schlußsätzen handeln wird. Eine andere Frage ist, ob der Erklärer die Entscheidung der deutschösterreichischen Regierung widerstandslos entgegennehmen wird. Der Erklärer besitzt große Immobilität innerhalb der deutschösterreichischen Grenze, aber deren Verwaltung er vor seiner endgültigen Überlieferung noch zu disponieren haben wird.

„Mühsig hab ich es mir gewünscht, eine Kreuzgatter zu sehen und nun habe ich sie wirklich gesehen“, sagte der Dichter. „Man lernt also nicht bloß in der Schule davon, es gibt sie wirklich, die Kreuzgatter.“

Manchmal sah ich wie abends auf der Hotelterrasse. Wir sprachen von Kruz Hämeln. Unter Verhüllern“, sagte der Dichter, „und dieser Hugo Wolf, die Verborgenen.“

„Wein, Souper“, sah er da, „welchewand“, „schlagfertig“, „gehrig“, in „großer Gesellschaft.“

Eine Dame in schwarzer Schleppe raucht heran; sie hätte mit dem Dichter unter vier Augen zu sprechen.

Er sagt: Bitte, wendet sich ihr zu. Daran hört man halblaut folgendes kurze Gespräch:

Die Dame: Ich bin die Frau des Fabrikanten D.; ich habe Ihnen unter dem Namen Claire Kay schon wiederholt geschrieben; nun höre ich, daß Sie am Semmering sind und bin hierher gefahren, um Sie persönlich kennen zu lernen.

Der Dichter: Claire Kay?

Die Dame (blüht sich ängstlich um, plötzlich mit einem kleinen Aufschrei): Mein Mann! Unschuldigen Sie, daß ich verschwinde, mein Mann darf nicht sehen, daß ich mit Ihnen rede.

Der Dichter: Verschwinden Sie!

Und er wendet sich wieder zu uns und wir nehmen das Gespräch wieder auf. Eines Abends sagte er: „Das Schrecklichste sind die schaflosen Nächte; man liegt da und findet keinen Schlaf und wird von den Gedanken geplagt. Die Dämme vor dem Fenster sind wie Gespenster. Wie lange werden die Qualen noch dauern?“

Sie dauerten noch sieben Jahre.

Im heurigen Winter fand ich den Dichter im schmalen Grabenhotelzimmerchen, mit den Anfahrtskarten auf den Wänden. Sein schünes, verklärtes Antlitz von früher war grauhaft gezeichnet; gläsern starrten die Augen, der Mund war offen, Hals und Schultern waren dünn und abgemagert wie bei einem Kinde. Mädeln war sein Atem; die Lungen klangen im Brand. Er war vergiftet von Brom und Arsen. Er starzte einen an und sprach nichts mehr.

Städtliche Krankenheiler hoben den Körper in den Krankenwagen, brachten ihn ins Krankenhaus. Dort starb bald darauf, bettelarm, wie er gelebt hatte, der Dichter Peter Altenberg. Er hinterläßt in seinen Wädhern eine Welt der Schönheit und der Wahrheit.

Dauernder Wohnsitz des Grafen Berchtold in der Schweiz.

Bern, 18. März.

Die Blätter melden: Der gewesene Minister des Außen Graf Berchtold, der seit längerer Zeit in Dberhofen in der Schweiz weilt, gedenkt, sich dauernd dort niederzulassen. Er soll mit dem Besörden von Oberhofen wegen Ankaufs einer Wohnung in Unterhandlungen stehen.

Eine Erhöhung der Lebensmittelrationen derzeit ausgeschlossen.

Offizielle Warnung vor irreführenden Meldungen. (Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Im Kabinett trat erhaltete gestern Staatssekretär Doktor Rosenfeld-Ruß über die Verhandlungen mit der internationalen Lebensmittelkommission einen eingehenden Bericht. Obwohl sich die Unterlieferungen zweifellos verbessern werden, kann leider noch keine Rede davon sein, daß die Rationen eine Erhöhung erfahren werden. Dabei wurde das unverantwortliche Vorgehen einzelner Presseorgane festgestellt, die wider ihr besseres Wissen eine Erhöhung der Rationen als möglich erscheinen lassen, ohne daß irgend eine Möglichkeit hierfür gegeben ist. Die Öffentlichkeit muß davor gewarnt werden, solchen unersetzlichen Verheerungen zu glauben zu lassen. Sobald die Unterlieferungen es nur irgendwie ermöglichen werden, die Lebenshaltung der Massen unseres Volkes zu verbessern, wird das Amt für Volksernährung seinen Augenblick jähern, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen.

Im Augenblick ist unser Versorgungszustand durch die ungemein hohen Zuckerpriesterforderungen, die die tschechoslowakische Regierung an Deutschland stellt, eher verzerrt. Die tschechoslowakische Republik hat die großen deutschen Zuckerraffinerien in Böhmen an sich gerissen und verfügt damit über neun Nehtel unseres Zuckerbearbeiters. Diese angemessige Nachlieferung benötigt sie nun nicht bloß zu kaum erträglichen Priesterforderungen, sondern sie weigert sich auch, die bei den Fabrikanten eingehobenen Zuckerpriesterbeträge dem Konsumlande zu überweisen.

Eine weitere Schwierigkeit in unserer Versorgung entsteht auch dadurch, daß der Weltmarktpriester des Getreides wesentlich höher ist als der Inlandpriester für Getreide, ein Beweis, wie nützlich die zentrale Bewirtschaftung von Getreide für die Konsumanten war. Da wir nun zum großen Teile von Auslandgetreide leben müssen, ist leider eine Erhöhung der Brot- und Mehlpreise beinahe unausweichlich. Angesichts dieses traurigen Zustandes von Ernährung der Bevölkerung zu sprechen, wäre, wie gesagt, eine bewusste Irreführung der Bevölkerung.

Amerikanische Lebensmittelhilfe auf der Fahrt nach Europa.

(Wohltelegrafen des „Neuen Wiener Journals“.)

Die „Morning Post“ meldet aus New-York: Aus Hoboken sind am Samstag 21 Lebensmittel-Dampfer nach Rotterdam ausgelaufen, welche für die Mittelmächte bestimmt sind. Nach der „Daily Mail“ werden am 28. März die ersten vier englischen Dampfer nach den deutschen Häfen zunächst nach Hamburg abgehen.

Das Ende der Hausfrauenweisheit.

Verzweifelte Zustände. (Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Es geht nicht mehr weiter. Das Erwachen am frühen Morgen ist erfüllt von Sorgen und der ganze Tag bis zu dem durch die Vichspitze bedingten, frühzeitigen Zubehgehen bringt einen einzigen frohen Augenblick. Die Hausfrau weiß buchstäblich zu keiner Maßzeit mehr, was sie tun soll. Man denke sich eine Mutter, die ihren Kinder kein anderes Frühstück geben kann, als einen Aufguss von Kleiefluppe ohne Zucker und ohne Milch, und selbst dieses elende, schale Getränk, das doch wenigstens wärmt, kann nicht immer hergestellt werden, weil es an Brennmaterial fehlt. Holz ist im Verhältnis teurer und gibt nicht viel aus, am Ende muß man sich aber doch dazu entschließen, denn Kohle ist im Privathaushalt nahezu bereits legendär geworden.

Als Kinder-Überfrüht nach der prächtigen ersten Maßzeit ist für die Eltern nichts anderes da als das Stücken Brot, das sich die Eltern für diesen Zweck vom Munde absparen. Kein Apfel, kaum einige Dörrpfäumen sind dazu vorhanden, und die Marmelade, die ab und zu markellos in Konsumvereinen abgegeben wird, erinnert so bedenklich an Wagenschmiere, daß die Kinder es vorziehen, das Brot ohne diesen klebrigen, unappetitlichen Aufguss zu verzehren. In den Jahren, als die ganze engere und weitere Umgebung Wiens noch nicht ansehend nur das eine Ziel kannte, alle Bewohner der Großstadt dem Hungertode preiszugeben, war in den letzten Monaten Eiertage. Wer aber kann sich rühmen, in den letzten Wochen ein frisches Ei gesehen zu haben? Jeder halbwegs denkende Mensch weiß, daß jetzt die Hühner am fleißigsten legen, nur unsere p. t. Ernährungsbehörden scheitern davon keine Nutzung zu haben. Sie haben sich schon immer gegen eine Verzichtleistung des Eierkonsums ausgesprochen, weil Eier angeblich nicht zu „erfassen“ sind und der freie Handel bedingt sich auf diesem Gebiete anscheinend überhaupt nicht. Niemand kümmert sich bei den gegenwärtig unermesslich bemerkenswerten diplomatischen Ernährungsverhältnissen darum, was mit dem Ei geschieht, die täglich von den Hühnern gelegt werden, aber die Wiener Kinder werden gewiß noch lange darauf verzichten müssen, zum Gabelstübchen ein Ei zu essen, selbst wenn ihre Eltern bereit wären, jeden Preis dafür zu bezahlen.

Geradezu eine tägliche Folterqual ist jedoch gegenwärtig der Versuch, ein Mittagessen zusammenzustellen. Bis auf Sauerkraut und Dörrgemüse fehlen alle Zutaten dazu. Die Wochenmenge an Fett, Mehl und die „Zubeh“ an Inzereis reichen Angehör

gerade für eine Maßzeit, das gelagerte Schweinefleisch, um das sich zuerst die Leute drängten, entpuppte sich in einer Beschaffenheit, daß niemand ungekostet dem ersten Bissen einen zweiten folgen ließ, anderes Fleisch kennt der Privathaushalt nicht mehr. Zucker ist längst verschwunden und das traurigste ist, daß nicht einmal mehr der Schokoladehandel eine Zuflucht bietet. Abwehrmaßnahmen und Volksernährungsaktionen haben selbst diese Hilfe verfehlt. Eine Eindämmung kann nicht ausbleiben werden, weil Fett und Mehl zur Schweiz fehlen, grüne Gemüse bleiben in den letzten kalten Tagen dem Markt völlig fern, an das Aussehen einer Kartoffel erinnern sich nur mehr Leute mit sehr gutem Gedächtnis, zu einer ausgiebigen Mehlspitze mangeln alle Zutaten, was da übrig bleibt für ein Mittagessen, hat früher kein Bauer, der etwas auf seinen Viehstand hält, an die Schweine verfüttert. Nicht einmal die Gemeinlichkeitsküchen können mehr auf der Not helfen, denn auch sie müssen ihre Speisefolge darauf beschränken, daß sie den Gästen einen Tag Inzereis mit Tante, den nächsten Kohlrösche mit Halmröhren und ähnliche Gemüße bieten.

Für die Paule und das Nachtmahl sehen sich diese Sorgen ins Unbegrenzte fort. Vorwärts oder stumme Verzweiflung schaffen die Stimmung bei den gemeinlichen Haushalten, denen die Frauen nur mehr mit entsetzlichen Grauen entgegensehen. Aber ihre Leiden sind mit den Sorgen um das Essen nicht einmal noch erstickt. Da liegen die bereits sehr zusammengekauften Schiffe schmutziger Wäsche. An ein Kleinen im Hause ist nicht zu denken, weil es an Seife und Rohle mangelt. Nicht einmal die Knochen, aus denen man früher wenigstens heimlich Seife kochen konnte, stehen seit den schiefen Wochen zur Verfügung. Die Wäscherin aber hat keine Güte. Sie benötigt mindestens fünf bis sechs Wochen zum Waschen der ihr übergebenen Wäsche. Nach den Gränden dieser Verzögerung zu fragen, bringt keine Hausfrau den Mut auf. In einer Zeit, wo auf die Arbeitslosigkeit ganz anhängig Bekannten gezahlt werden, könnte sie mit einer zündenden Bemerkung nur den Erfolg erzielen, daß sie sich nachhens ihre Wäsche selber reinigen kann. Und mit der früher einmal so heischen gewesen Frau, die die Wäsche ausbesserte, geht es nicht viel anders. Die Hausfrau kann aber bei ihrer ewigen, wenn auch vergeblichen Jagd nach etwas Nützlicherem nicht auch noch die Zeit zum Fäden und Stöphen aufbringen.

Solche Verhältnisse herrschen in einer Stadt, in der sich die verschiedensten Kommissionen jener Nationen befinden, die sich als Apostel der Menschenrechte bezeichnen. Ihnen ist der Jammer sicher nicht fremd, aber für eine Abhilfe wird nicht getort. Man kann es diesen Fremden nicht einmal verdenken, daß sie sich mit ihren Aktionen nicht beilen, wenn man hört, wie in diesen gräßlichen Zeiten, in denen endlich wirklich schon Erhebung am Plage wäre, von Einheimischen gewöhnlichst wird. Aber während arms Mütter jede Dose Kinderernährmittel nur gegen ein jedes Maßfleisch zu löbendes ärztliches Zeugnis erstehen, bekamen die Angehörten des Burgtheaters, die Erwachsenen natürlich, neulich einmal für ihren persönlichen Gebrauch so viel Kinderernährmittel, als sie nur wollten. Gewiß ist es auch ihnen zu gönnen, aber daß unter solchen Umständen die Verzweiflung und Verbitterung überhand nimmt, ist kein Wunder.

Der Orient-Expresszug.

Ausführung Deutschlands und deutschösterreichischer? Paris, 19. März.

Der „Matin“ schreibt: Die interalliierte Zusammenkunft, die gestern unter dem Vorsitz des Ministers Clavelle stattfand, prüfte die Bedingungen der Ersetzung des Orient-Expresszuges durch einen säb-europäischen Zugdienst. Die neue Linie soll durch den Simplontunnel nach Mailand, Venedig, Triest, Agrum und Belgrad gehen und später via Bukarest bis Odeffa und bis Konstantinopel verlängert werden, wo sie sich an die frühere Berlin-Bagdad-Linie anschließen würde.

Der „Matin“ bemerkt dazu, die neue Linie würde den ganzen Bereich Kleinasiens und Mesopotamiens zugunsten Frankreichs und Großbritanniens und um So haben Deutschland und deutschösterreich ablenken.

General v. Hoffmann über den deutschen Zusammenbruch.

Ein Interview.

General v. Hoffmann, der gewesene Generalsstabchef Hindenburgs, und nach dem Zeugnis eingeweihter Militärkreise der eigentliche Sieger von Tannenberg und überhaupt einer der größten Führlertale im Weltkrieg, war zweifellos einer der wichtigsten Schlachtfeldherren auf deutscher Seite. Mehr als das, er war auch in politischer Hinsicht ein Mann des Schicksals, denn er war es, der bei der ersten Zusammenkunft in Vrest-Bitoms die Fäden glücklichen Unterhandlung mit den Russen, sich aufstumpfend, abriß und den deutschen Vormarsch ins wehrlose Rußland zum Ruin brachte. General v. Hoffmann erweist sich damals als stärkster politischer Faktor als Hoffmann und Gertlin und wirkte in diesem Sinn geschichtsbildend für das deutsche Volk, das er, von jenem Augenblick anfangen, auf die Wände des Niedergangs lenkte, ohne es zu ahnen. Jedenfalls zählt General v. Hoffmann zu jenen militärischen Managern der deutschen Überlieferung, die etwas erzählen können, wenn sie einmal zu reden beginnen, und der Versuch des „Daily Express“, ihn über die Gründe des deutschen Zusammenbruchs auszufragen, ergab anhand interessante Streiflichter über Bergangenes und Zukünftiges.

„Lenin und der Bolschewismus“, — so definierte General v. Hoffmann den Vertreter des englischen Volkes gegenüber die Ursache des verlorenen Krieges — „waren der beste Verbündete der Entente; ohne den russischen Bolschewismus hätten Sie den Krieg nicht gewinnen können! Der Bolschewismus kann nur durch die Gewalt zerbrochen werden, und um ihn zu brechen, bedarf es einer starken Ententearmee — an der Seite des deutschen Heeres. Dies muß geschehen oder es wird zu spät... Es gibt in Frankreich und England mehr bolschewistische Agenten, als Sie wissen.“

Unter general Helfer war unsere russische Politik nach dem Vrest-Bitomscher Frieden. Wir hätten niemals zugeben dürfen, daß bolschewistische Abgesandte nach Deutschland herintommen,